

Die vorliegende pdf beinhaltet einen Scan der Original-Druckversion des folgenden Beitrags:

Thorsten Unger:

Fließbänder und Schlachthöfe. Fremdbilder von amerikanischer Erwerbsarbeit in Tollers *Quer Durch*. In: Ernst Toller und die Weimarer Republik. Ein Autor im Spannungsfeld von Literatur und Politik. Hrsg. v. Stefan Neuhaus, Rolf Selbmann und Thorsten Unger. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999 (Schriften der Ernst-Toller-Gesellschaft 1), S. 187-203.

Bitte zitieren Sie den Beitrag in dieser Form mit dem Publikationsort des Erstdrucks.

Die Internet-Seite (URL), auf der Sie die pdf gefunden haben, unterliegt nicht der Langzeitarchivierung; ihre dauerhafte Erreichbarkeit ist nicht gewährleistet.

Aus: Ernst Toller und die Weimarer Republik.
Ein Autor im Spannungsfeld von Literatur und Politik.
Hrsg. v. Stefan Neuhaus, Rolf Selbmann und Thorsten Unger.
Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999
(Schriften der Ernst-Toller-Gesellschaft 1), S. 187-203.

In der Mitte sehen wir das Foto eines Känguruhs, das sich mit den Vorderpfoten auf einen Baseballschläger stützt, der ihm bis zu den Schultern reicht; Bildunterschrift: „Känguruh als Baseballspieler“. Links daneben das Foto einer jungen Frau stehend von hinten, bekleidet mit hochhackigen Schuhen und einem Rock mit langen Fransen, Schultern und Rücken unbekleidet. Ein älterer Herr im weißen Kittel berührt mit der Miene eines Gutachters die entblößten Körperpartien; Bildunterschrift: „Der schönste Rücken von U.S.A. wird prämiert“. Rechts neben dem Känguruh eine weitere junge Frau sitzend, die Füße auf einen Holzschemel im Bildvordergrund gelegt, so daß man die nackten Fußsohlen betrachten kann; Bildunterschrift: „Der vollkommenste Fuß der Universität Pennsylvania“. Das überraschende Triptychon findet sich auf einer Bildtafel in Tollers *Quer Durch*.¹

Ernst Toller war einer Einladung des Vorsitzenden des Internationalen Arbeiterverbandes und Herausgebers der deutschsprachigen New Yorker *Volkszeitung* Ludwig Lore gefolgt und hatte von September bis Dezember 1929 Amerika bereist. In diesen drei Monaten hielt er Vorträge in rund 20 Städten der USA und Mexikos.² Bereits im Jahr darauf erschien unter dem Titel *Quer Durch* eine Sammlung von Reisereportagen, in denen Toller seine Beobachtungen in den USA älteren Aufzeichnungen über die Sowjetunion gegenüberstellt, die auf eine zehnwöchige Reise im Frühjahr 1926 zurückgehen. Der erste Teil „Amerikanische Reisebilder“ enthält elf Reportagen, der zweite, „Russische Reisebilder“, neunzehn. Die Kapitel sind einander also nicht genau symmetrisch zugeordnet, aber auf die wichtigsten Themenkomplexe – Justiz, Parteien, Religion, Musik, Theater, Film, Situation der Frauen, Prostitution, ethnische Minderheiten und vor allem die soziale und politische Situation der Arbeiter – geht Toller in beiden Teilen ein. Es besteht kein Zweifel, daß die Amerika-Reportagen auf den Kontrast mit den Reportagen über die Sowjetunion hin konzipiert worden sind. Sie präsentieren in Ich-Form Beobachtungen und Hintergrundinformationen überwiegend in einem ernsten, sachlichen Ton. Wichtiger Bestandteil der „Reisebilder“ sind in den Text eingeschaltete Fotografien. Einige Fotos illustrieren bestimmte Detailspekte, die in den Reportagen ausgeführt werden.³ In der Regel aber konstituieren die Fotos eine eigenständige Dokumentationsebene unabhängig vom Text. Wenn zum Beispiel die Freiheits-

¹ Ernst Toller: *Quer Durch. Reisebilder und Reden*. [1930] Reprint mit einem Vorwort zur Neuherausgabe von Stephan Reinhardt. Heidelberg 1978, Fototafel vor S. 65. Ich zitiere diese Ausgabe unter dem Kürzel „QD“.

² Zur biographischen Situierung vgl. Dieter Distl: Ernst Toller. Eine politische Biographie. Schrobenhausen 1993 (=Edition Descartes 1), S. 131-136; Richard Dove: Ernst Toller. Ein Leben in Deutschland. Göttingen 1993, S. 213-226.

³ Zum Beispiel die Fließbänder in den Ford-Werken und in den Schlachthöfen, wovon unten ausführlicher die Rede sein wird. Vgl. QD, Fototafel nach S. 60.

statue und Gitter im Zuchthaus St. Quentin nebeneinandergestellt werden,⁴ liefern sie sinnfällige Kontraste oder, wie im Fall des erwähnten baseballspielenden Känguruhs gerahmt von prämierten Körperteilen, exotische Sujets.⁵

Exotik ist nun eine ästhetische Qualität, die mindestens seit der mittelalterlichen Peregrinatio konstitutiv von Reiseberichten erwartet wird, die aus dem europäischen Kulturkreis hinausführen.⁶ Im fünften Jahrhundert nach Kolumbus sind zwar keine neuen Kontinente mehr zu entdecken, geblieben aber ist der Wunsch, in der Reiseliteratur Fremdes und Exotisches zu finden, eine „Tendenz, das Fremde als Gegenwelt zur europäischen Zivilisation zu stilisieren“.⁷ Viele Fotos und auch manche Textpassagen in Tollers Buch tragen dieser Gattungserwartung Rechnung: Sie präsentieren Ungeheuerlichkeiten. Nur werden diese Ungeheuerlichkeiten jetzt nicht mehr im Kannibalismus gefunden, sondern in gewissen Auswüchsen des amerikanischen Kapitalismus.

In den folgenden Ausführungen geht es nun weniger um die biographische Authentizität der Tollerschen Reisebeschreibungen.⁸ Vielmehr ordne ich *Quer Durch* in die Traditionslinie der Reiseliteratur und in den zeitgenössischen Diskurs über Amerika ein. Dabei wird vor allem deutlich, daß Toller in seiner Beschreibung amerikanischer Verhältnisse wesentliche Details aus dem Amerikadiskurs der späten zwanziger Jahre aufnimmt. Das in *Quer Durch* wie in den Berichten der vielen anderen Amerikareisenden der Zeit repräsentierte Amerikabild wird mithin nicht erst auf der Reise entworfen. Es ist vielmehr in allen relevanten Teilaspekten und den dazu vertretenen Positionen durch den Amerikadiskurs vorgeprägt.⁹

Das gilt – wie sich zeigen wird – gerade auch für die Frage, auf die ich mich hier konzentriere, nämlich welches Bild Toller von Erwerbsarbeit in Amerika entwirft. Zur

⁴ Vgl. QD, Fototafel nach S. 32.

⁵ Zur Fotografie der Zeit vgl. Herbert Molderings: Amerikanismus und Neue Sachlichkeit in der deutschen Fotografie der zwanziger Jahre. In: Die „Neue Sachlichkeit“. Lebensgefühl oder Markenzeichen? Hg. v. Pierre Vaydat. Lille 1991 (=Germanica 9), S. 229-243. Zur zeitgenössischen fotografischen Dokumentation sowjetischer Verhältnisse vgl. den Fotoband von Ernst Glaser / Franz Carl Weiskopf: Der Staat ohne Arbeitslose. Drei Jahre „Fünfjahresplan“. 265 Abbildungen. Mit einem Nachwort von Alfred Kurella. Berlin 1931.

⁶ Vgl. Mary B. Campbell: The Witness and the Other World. Exotic European Travel Writing, 400-1600. Ithaca and London 1988, S. 20-86.

⁷ Wolfgang Reif: Exotismus im Reisebericht des frühen 20. Jahrhunderts. In: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Hg. v. Peter J. Brenner. Frankfurt am Main 1989 (=st materialien 2097), S. 434-462, hier S. 437.

⁸ Die Toller-Biographien neigen dazu, „Quer Durch“ als Quelle über Tollers Erlebnisse in Amerika auszuwerten. Vgl. Distl: Ernst Toller, S. 131f.; Dove: Ernst Toller, S. 215-219. – Immerhin wird dem Text auf diese Weise überhaupt Aufmerksamkeit gewidmet. An Spezialliteratur findet sich zu „Quer Durch“ ansonsten lediglich ein Aufsatz: Carel ter Haar: Ernst Tollers Verhältnis zur Sowjetunion. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 1 (1983), S. 109-119.

⁹ Vgl. zu diesen Zusammenhängen u.a. Walter Erhart: Fremderfahrung und Ichkonstitution in Amerika-Bildern der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. In: Orbis Litterarum 49 (1994), S. 99-122; S. 102: „Nicht die individuellen Amerika-Reisenden produzieren im Laufe der Jahre einen zufällig uniformen Diskurs über Amerika; vielmehr verschafft ihnen der vorgeprägte Diskurs erst jene feste Identität, mit der sie das Chaos der amerikanischen Fremde überwinden – oder sich mit Schrecken von der Fremde abkehren, um mit antiamerikanischen Stereotypen das bedrohte Ich zu schützen.“

Zeit seines Amerikaufenthaltes legt der Autor großen Wert darauf, daß in der Öffentlichkeit nicht der Eindruck entstehe, er habe seine Gesinnung geändert. Von New York aus läßt er am 14. Dezember 1929 in der Wochenschrift *Das Tagebuch* eine entsprechende Erklärung einrücken, mit der er Korrespondentenberichten entgegentritt,¹⁰ und auch in den Reisebildern selbst betont er gleich zu Beginn, er sei „nach wie vor radikaler Sozialist“ (QD, S. 13). Danach kann es nicht überraschen, daß Toller Fragen der Arbeitsbedingungen in Amerika und der Einstellung der Amerikaner zu ihrer Arbeit zu einem der wichtigsten Themenkomplexe seiner Reisebeschreibungen macht. Aber das Thema Arbeit gehört auch bereits zu den traditionellen Gegenständen der Amerikaliteratur. Dazu zunächst eine Vorbemerkung.

Im 19. Jahrhundert finden sich Reiseberichte über Amerika in der Regel im Kontext der Auswandererliteratur. Da die Hoffnung auf bessere Arbeitschancen in Amerika zu den Hauptmotiven der Auswanderung zählt, geben die Auswandererschriften dem Thema Arbeit breiten Raum. Es begegnen dazu zwei Positionen, die wie der Garten Eden und die Verstoßung aus dem Paradies einander gegenüberstehen. Zur ersten, früheren Position gehört der Reisebericht Gottfried Dudens von 1829.¹¹ Nordamerika wird hier in gewisser Nähe zu romantischen Müßiggang-Vorstellungen als ein enorm fruchtbares irdisches Paradies geschildert, wo vornehmlich landwirtschaftliche Arbeit geradezu ein Kinderspiel sei.¹² Die zweite Position vertreten in den vierziger Jahren zum Beispiel Friedrich Gerstäcker¹³ und Traugott Bromme,¹⁴ die in ihren Ratgebern für Auswanderer Amerika als „Land des ‚Schweißes‘ und der ‚Arbeit‘“¹⁵ präsentieren. Auswanderer würden in Amerika zwar Arbeit finden und dafür auch gut bezahlt werden, versichern sie übereinstimmend, besonders Handwerker würden gebraucht, aber der Arbeitsalltag sei äußerst hart und mühevoll.

¹⁰ Ernst Toller: Erklärung. In: Das Tagebuch 10. Jahrgang, 14.12.1929, S. 2196: „Ernst Toller, der sich zur Zeit in New York aufhält, sendet uns folgende Erklärung: ‚Ein Korrespondentenbüro verbreitete die Mitteilung, ich hätte bei meiner Ankunft in New York folgende Sätze gesprochen: ‚Jeder junge Mensch ist radikal. Vor zehn Jahren, als ich in der Revolution aktiv mitkämpfte, war ich jung.‘ Diese Sätze sind aus der Luft gegriffen. Ich habe im Gegenteil erklärt, daß ich meine Gesinnung nie geändert habe, obwohl ich kein Mitglied einer politischen Partei bin.“

¹¹ Gottfried Duden: Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einen mehrjährigen Aufenthalt in Missouri (in den Jahren 1824, 25, 26 und 1827), in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung, oder: Das Leben im Innern der Vereinigten Staaten und dessen Bedeutung für die ‚häusliche‘ und ‚politische‘ Lage der Europäer dargestellt a) in einer Sammlung von Briefen, b) in einer besonderen Abhandlung über den politischen Zustand der nordamerikanischen Freistaaten, und c) in einem rathgebenden Nachtrage für auswandernde deutsche Ackerwirte und Diejenigen, welche auf Handelsunternehmungen denken. Elberfeld 1829.

¹² Vgl. zu Duden und zu den folgenden Auswandererberichten Peter J. Brenner: Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1991 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Lit. 35), S. 106-121.

¹³ Friedrich Gerstäcker: Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika? Eine kurze Schilderung dessen, was der Auswanderer in Nordamerika zu thun und dafür zu hoffen und zu erwarten hat. Leipzig 1849.

¹⁴ Traugott Bromme: Rathgeber für Auswanderungslustige. Stuttgart 1846.

¹⁵ Ebd., S. 18f.; zit. nach Brenner: Reisen in die Neue Welt, S. 121.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt generell eine Ausdifferenzierung nationaler Zuschreibungen im Hinblick auf Arbeit. Es prägt sich die Vorstellung aus, Nationen würden sich durch Charakteristika ihrer Arbeit unterscheiden und könnten hier friedlich konkurrieren. Aus diesem Geist heraus wurden zum Beispiel 1851 die Weltausstellungen ins Leben gerufen. Arbeit in Amerika bedeutet in deutschen Schriften dieser Zeit vor allem Priorität des Gelderwerbs, häufig gesteigert zur Gewinnsucht, und eine höhere Arbeitsintensität. Besonders deutsche Handwerker, so warnt die Auswandererliteratur, hätten oft Probleme mit dem in Amerika üblichen Akkordlohn.¹⁶ Dagegen läßt zum Beispiel Gustav Freytag seine Romanfigur Anton Wohlfart emphatisch ausrufen: „jeder unter uns verrichtet seine Arbeit in der deutschen Weise“.¹⁷ Mit dem Selbstbild von 'deutscher Arbeit' verbindet sich hier und andernorts die Vorstellung von einem nicht nur ökonomischen, sondern auch affektuell-emotionalen Verhältnis zur Arbeit oder zu ihrem Produkt. Solche Arbeit wird nicht als Zwang zur bloßen Existenzsicherung vorgeführt, sondern als Form der freien Selbstverwirklichung des Menschen, aus der er wesentliche Komponenten seiner Identität bezieht. Aus dem gemeinsamen Arbeitsethos entsteht idealerweise eine Sozialharmonie, wie sie Freytag beispielhaft im Handelskontor zwischen Unternehmerfamilie, Arbeitern und Angestellten vorführt.¹⁸ Eine pragmatische Einrichtung von Arbeitsvorgängen weiß allerdings das liberale deutsche Bürgertum an den Amerikanern zu schätzen,¹⁹ und gepaart mit 'deutschem Fleiß' entsteht daraus der Mythos vom „deutsch-amerikanischen *self-made man* in der Figur des 'reichen Onkels aus Amerika'²⁰ als Leitbild in der fiktionalen Literatur, aber auch in der Wirklichkeit.

Damit sind aus der Amerikaliteratur des 19. Jahrhunderts einige Facetten des Fremdbildes von Erwerbsarbeit in Amerika benannt, die auch in der Weimarer Republik noch Bestand haben, jetzt allerdings ergänzt durch Vorstellungen extrem arbeitsteiliger, tayloristischer Produktionsprinzipien. Wie nun sieht das Bild der Arbeit in Amerika aus, das Toller vorführt?

I.

Nach Berichten über seine Befragung bei der Einreise wendet Toller sich gleich in der zweiten Reportage dem Thema „Arbeiter“ zu. Der Abschnitt ist gedanklich organisiert in einer Vorher-Nachher-Konstruktion, bezogen auf den beobachtenden Reporter vor und nach seiner Reise wie auf die wirtschaftliche Situation der USA vor und nach dem

¹⁶ Vgl. Brenner: *Reisen in die Neue Welt*, S. 308-313.

¹⁷ Gustav Freytag: *Soll und Haben* [1855]. Kehl 1993, S. 208.

¹⁸ Vgl. zur nationalen Semantisierung von Arbeit Jörg Schönert: „Arbeit in der deutschen Weise“ als nationales Erziehungsprogramm des Nachmärz. Zur Wirkungsweise literarischer Wertkonstitution. In: *Polyperspektivik in der literarischen Moderne*. Fs. für R. Mandelkow. Hg. v. Jörg Schönert und Harro Segeberg. Frankfurt am Main u.a. 1988, S. 338-352 (=Hamburger Beiträge zur Germanistik 1); Frank Trommler: *Die Nationalisierung der Arbeit*. In: *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. v. Reinhold Grimm und Jost Hermand, Königstein Ts. 1979 (=Athenäum TB 2144), S. 102-125.

¹⁹ Vgl. Brenner: *Reisen in die Neue Welt*, S. 313f.

²⁰ Ebd., S. 123.

Börsenkrach am 'Schwarzen Freitag', dem 24. Oktober 1929, der in die Zeit von Tollers Aufenthalt fiel:

„Anfangs glaubte ich, die Lage der Arbeiter in Amerika sei unvergleichlich besser als in Deutschland, ihr Einkommen bedeutend höher. Bald sah ich die Rückseite der 'Prosperity'. [...] Heute beginnen die Dinge sich zu ändern. Der letzte Börsenkrach war ein Symptom. Ja, man kann in einzelnen Produktionszweigen, wie z.B. in der Automobilindustrie, beginnende Krisen beobachten.“ (QD, S. 14f.)

Mit der Ausgangsvermutung, es gehe den Arbeitern in den USA besser als in Deutschland, läßt Toller sein Reporter-Ich die vorherrschende Meinung seiner Leser teilen, konstruiert also ein Rezeptionssignal, das auf Identifikation angelegt ist: 'Anfangs dachte ich genau wie ihr'. In der Tat werden zunächst Merkmale einer überlegenen, materiellen Lebensqualität in Arbeiterfamilien aufgereiht: Amerikanische Arbeiter haben sich an Komfort gewöhnt, heißt es, viele besitzen kleine Einfamilienhäuser, bürgerlich eingerichtet und technisch gut ausgestattet mit elektrischem Kühlschrank, Bad, Radio, Grammophon. Amerikanische Arbeiter essen auch besser als ihre deutschen Kollegen, und sie fahren Autos, manche Familien, so bestätigt Toller, besitzen sogar zwei Autos.²¹ Indem so die Vormeinung vom materiellen Wohlergehen der Arbeiter in Amerika zunächst bestätigt wird, wirkt Tollers Bericht umso glaubwürdiger, wenn jetzt Relativierungen folgen: Keineswegs gehe es allen Arbeitern gleichermaßen gut, in manchen Gegenden leben sie in schmutzigen Slums; vor allem aber fehle es an sozialen Sicherungen, die bei Krankheit und Arbeitslosigkeit greifen.²² Werde ein Arbeiter davon betroffen, bleibe nur die private Wohlfahrtspflege, die mit begrenzten Möglichkeiten längst nicht alle Bedürftigen erreiche. Die Authentizität der Ausführungen soll ein vollständig zitiertes Brief eines irischen Einwanderers unterstreichen.²³ Er berichtet von Arbeitslosigkeit und Armut und schließt mit der durch einen Verweis auf das Schicksal des alttestamentlichen Königs David beglaubigten Zuversicht, es werde den Herrschern eines Tages schon heimgezahlt werden.²⁴

Zu den populärsten Herrschern nun, denen es nach Meinung des Briefschreibers heimzuzahlen wäre, zählt der Automobilfabrikant Henry Ford (1863-1947). Fords Erfolgskonzept war in Deutschland vor allem durch seine 1922 erschienene Autobiographie bekannt geworden, die unter dem Titel *Mein Leben und Werk* in der deutschen Übersetzung mit über 200.000 verkauften Exemplaren in den 20er Jahren ein Bestseller

²¹ Vgl. QD, S. 15f.

²² Die Kritik an mangelnder sozialer Sicherung in den USA ist bis heute ein gängiger Topos des Antiamerikanismus in Deutschland. Vgl. dazu Jeffrey L. Sammons: *Zu den Grundlagen des Antiamerikanismus in der deutschen Literatur*. In: *Alte Welten – neue Welten*. Akten des IX. Kongresses der IVG. Bd. 1: Plenarvorträge, hg. v. M.S. Batts. Tübingen 1996, S. 33-47, hier S. 39.

²³ Es muß hier offen bleiben, ob der Brief echt oder von Toller verfaßt ist.

²⁴ Vgl. QD, S. 17f. Toller sieht mit der Wirtschaftskrise einen beginnenden Umschwung hinsichtlich der Bedeutung sozialistischer Gruppen und Parteien in den USA. In ihrer Beschreibung ist eine deutliche Spitze gegen die Zersplitterung der Linken in Deutschland enthalten, wenn Toller kritisiert: „Spaltungen in Rechte und Linke, Fraktionskämpfe und Ausschlüsse verurteilen die zahlenmäßig kleine kommunistische Partei zu faktischer Ohnmacht.“ (QD, S. 19).

wurde.²⁵ Das Bild vom Wohlstand der amerikanischen Arbeiter speist sich wesentlich aus den Berichten über die guten Löhne in den Ford-Werken. Man bewundert Ford als *self-made-man*, der für alte Werte (Fleiß, Sparsamkeit, Qualitätsbewußtsein) unter modernen Bedingungen eintritt und dafür hält, daß nur ehrliche Arbeit zu Glück und Wohlstand führe. Als seine wichtigste Maxime präsentiert Ford die Pflicht des Dienens.²⁶ Sozialpolitisch tritt er für kurze Arbeitszeiten und hohe Löhne ein; rationelle, kostengünstige Produktionsverfahren sollten die Produkte für alle arbeitenden Sozialschichten erschwinglich halten. In Verfeinerung der Taylorschen Produktionstheorie entwickelte Ford dazu für seine Unternehmen ein detailliert ausgeklügeltes Fließfertigungssystem. Mit kurzen Durchlaufzeiten und einem exakt geplanten Materialverbrauch und Fertigungsprozeß erreichte er niedrige Preise.

Die ebenso engagierte wie kontrovers geführte Diskussion dieses Konzepts in Deutschland ist nicht losgelöst von der wirtschaftspolitischen Konstellation verstehbar. Dabei ist der zentrale Punkt, daß die sogenannte 'Stabilisierungsphase' der Weimarer Republik von 1924 bis 1929 letztlich durch amerikanische Kredite ermöglicht worden war. Entsprechend blickte man gerade in ökonomischen und sozialökonomischen Fragen nach Amerika.²⁷ Die Befürworter sahen in Fords Konzept ein leistungsfähiges, auch in Deutschland anwendbares Modell und versprachen sich vom allgemeinen Einverständnis über die Werthaltungen zur Arbeit und vom relativen Wohlstand für alle vor allem einen Ausgleich der sozialen Gegensätze innerhalb des etablierten Wirtschaftssystems.²⁸ Gerade Sozialdemokraten und Gewerkschaften bezogen sich in ihrer Reform-

²⁵ Henry Ford: Mein Leben und Werk. [Übersetzung von: My life and my work. (1922)] Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von Curt und Marguerite Thesing. Leipzig 1923.

²⁶ Ford: Mein Leben und Werk, S. 2f.: „Es ist natürlich,“ schreibt Ford, „zu arbeiten und anzuerkennen, daß Glück und Wohlstand sich nur durch ehrliche Arbeit gewinnen lassen.“ Keineswegs gehe es ihm nur um Gelderwerb, er empfinde vielmehr „die Pflicht des Dienens“. Ford weiter: „Freiheit ist das Recht, eine angemessene Zeit zu arbeiten, dafür einen angemessenen Lebensunterhalt zu erhalten und sich die persönlichen Kleinigkeiten des Lebens nach Belieben einrichten zu können.“ (Ebd., S. 5)

²⁷ Zur Rezeption der Fordschen Autobiographie in Deutschland vgl. Helmut Lethen: Neue Sachlichkeit 1924-1932. Studien zur Literatur des „Weißen Sozialismus“. Stuttgart 1975, bes. S. 19-28. Kritisch zu Lethen vgl. Karl Prümm: Neue Sachlichkeit. Anmerkungen zum Gebrauch des Begriffs in neueren literaturwissenschaftlichen Publikationen. In: ZfdP 91 (1972), S. 606-616.

²⁸ Von einer wirtschaftsliberalen Position aus empfiehlt beispielsweise Theodor Lüddecke (Das amerikanische Wirtschaftstempo als Bedrohung Europas. Leipzig 1925), von den Amerikanern zu lernen und 'unproduktiven' Klassenkampf zu verabschieden (S. 6). Eine ähnliche Position vertritt Fritz Eberhardt (Amerika-Literatur. Die wichtigsten seit 1900 in deutscher Sprache erschienenen Werke über Amerika. Leipzig 1926), der Fords Biographie als lehrreich für Unternehmer wie Arbeiter befindet: „Einer der erfolgreichsten Amerikaner offenbart ohne Rühmredigkeit seine Wirtschaftsmethoden, mit denen er sich vom Mechanikerlehrling zum Automobilkönig emporgerungen hat. Der Wert des Buches liegt darin, daß es im letzten Grunde einfache, alte Wahrheiten sind, die zum Erfolge führen: vor allem rastloser Fleiß, scharfes Urteil, Ersparung unnötiger Arbeit und der eisern durchgeführte Grundsatz, stets nur das Beste zu liefern. Man kann als selbständiger Geschäftsmann wie als Arbeiter sehr viel aus dem Buche lernen [...]“ (S. 14). Vgl. auch: Fritz Bredow: Bei Henry Ford. In der Schule eines Weltkinds. Kallmünz 1924.

politik auf Ford.²⁹ Aber weit über den ökonomischen Bereich hinaus faszinierte die Idee eines durchgeplanten Technikeinsatzes im Dienst des Menschen, der ganz neue Lebensqualitäten zu eröffnen schien.³⁰ Die Gegner lehnten Fords Modell in Titeln wie *Der falsche Messias Henry Ford*³¹ als eine Gefahr für die *Würde der Menschheit*³² entschieden ab.³³ Und gerade die Arbeitssituation in der Fließfertigung wird schon 1924 als restriktiv und geistig öde angeprangert.³⁴

Wenn Toller sich in einem Kapitel zu den Ford-Werken in Detroit kritisch zur Arbeitssituation am Fließband äußert, ist er damit also keineswegs der erste. Was seinen Text als Reisebericht auszeichnet, ist aber der Authentizität suggerierende Gestus desjenigen, der da war und sich die Sache selbst angeschaut hat. Aber auch darin gab es Vorläufer unter den Kritikern wie unter den Befürwortern. Zum Beispiel hatte der Kieler Student Hellmut Hultsch mehrere Monate versuchsweise in Detroit an verschiedenen Stationen des Fließbands gearbeitet und darüber in Frankfurt am Main auf der sechsten Tagung für Werkspolitik mit dem Thema „Ford und Wir“ berichtet.³⁵ Hultsch kann gerade dem „Arbeitsrhythmus“ am Fließband Positives abgewinnen. Seine Detailausführungen vermitteln ein Bild von sportlicher Frische bei der Arbeit, wie es ein Jahr nach Toller auch Arnold Hauser in seinem Amerika-Reisebericht beschreibt: „Die Arbeiter laufen bei der Arbeit mit, oft rückwärts gewandt. Es entsteht daraus ein fast sportlicher Eindruck, so etwas wie von der 'Beinarbeit' eines Boxers.“³⁶ Auch diese Verknüpfung des in der Weimarer Republik breit geführten Diskurses über Sport mit Komponenten der rationalisierten Arbeitswelt ist zeittypisch.³⁷

²⁹ Vgl. Lethen: Neue Sachlichkeit 1924-1932, S. 22.

³⁰ Vgl. dazu auch Molderings: Amerikanismus und Neue Sachlichkeit, S. 230.

³¹ Gustav Winter: Der falsche Messias Henry Ford. Ein Alarmsignal für das gesamte deutsche Volk. Leipzig 1924.

³² Peter Mennicken: Antiford oder von der Würde der Menschheit. Aachen 1924.

³³ Natürlich gibt es auch kritische systemvergleichende Analysen wie zum Beispiel: G. Faldix: Henry Ford als Wirtschaftspolitiker. München 1925.

³⁴ So in Winter: Der falsche Messias Henry Ford. Darin greife der Verfasser „Ford wild an, er nennt ihn den Satan der Arbeiter und fürchtet nichts mehr, als daß Ford auch in Deutschland eine Fabrik gründet. Er schildert die geistige Öde des Arbeiters, wenn immer nur derselbe Handgriff wiederholt wird, und er unterstellt – allerdings ohne jede Spur von Beweis –, daß bei Ford in einem einzigen Jahre 10000 Arbeiter durch Unglücksfälle ausscheiden müßten. Sehr überzeugend wirkt die Schrift nicht.“ (Eberhardt: Amerika-Literatur, S. 127f.)

³⁵ Hellmut Hultsch: Ford'sche Arbeitsmethoden in der Werkstatt. (River Rouge – Erfahrungen als Fordarbeiter Y 2922). In: Ford und Wir. Fünf Beiträge zur deutschen Umstellung. Hg. v. Sozialen Museum in Frankfurt am Main. Berlin, Wien 1926 (=Vorträge auf der 'Sechsten Tagung für Werkspolitik' in Frankfurt am Main, am 4. und 5. Juni 1926), S. 9-22.

³⁶ Heinrich Hauser: Feldwege nach Chicago. Berlin 1931, S. 231.

³⁷ Zur Rationalität der Körperkultur der in Sportstadien gepflegten Massenornamentik von Tanzgirls wie der rhythmischen Gymnastik und ihrem Zusammenhang mit tayloristischen Produktionsprozessen vgl. neben vielen anderen Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse. [1927] In: Siegfried Kracauer: Aufsätze 1927-1931. Schriften Bd. 5.2, hg. v. Inka Müller-Bach. Frankfurt am Main 1990, S. 57-67: „Tillergirls [...], deren Bewegungen mathematische Demonstrationen sind“ (S. 57); „Den Beinen der Tillergirls entsprechen die Hände in der Fabrik“ (S. 60). Neues zu Kracauer bei Dirk Niefanger: Transparenz und Maske. Außenseiterkonzeptionen in Siegfried Kracauers erzählender Prosa. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 38 (1994), S. 253-282.

Ganz andere Akzente setzt Toller. Er wählt für seine Beschreibung der Fließbandarbeit zunächst das Verfahren der Aufforderung an das Publikum, sich die Fabrikationsanlage und die Arbeitsprozesse bildlich vorzustellen:

„In Detroit besuchte ich die Fabriken Rouge Plant. [...] Stellen Sie sich einen Riesenraum vor, in dem Tausende von Menschen, eng gepfercht, an Werkzeughäuschen, bei ungeheurem Lärm, arbeiten. Dicht über ihren Köpfen rollen die laufenden Bänder. Jeder Mann tut einen Griff, acht Stunden lang unzählige Male denselben einen Griff.

Denselben einen Griff

Der steckt eine Schraube auf
der eine Hülse

der hängt an vorüberrollende Halter Kurbelwellen

der ein Stück Gehänge

der tut zwei Hammerschläge

der bohrt mit dem autogenen Schweißbohrer

der führt das Messingband in die Maschine

der schichtet das gestanzte Blech auf

Immer denselben Griff –“ (QD, S. 20f.)

Die Stelle veranschaulicht trefflich die oben erwähnte Darstellung gewisser Einrichtungen des Kapitalismus als ungeheuerlich. Die Fabrik wird in Dimensionen evoziert, die alles konkret Angebbare zu übersteigen scheinen: als ein 'Riesenraum' mit 'Tausenden von Menschen'. Im Kontrast zu dieser Größe aber stehen die Arbeiter 'eng gepfercht' und scheinen den Attributen der Unendlichkeit schutzlos ausgeliefert zu sein, dem 'ungeheuren Lärm' und der scheinbar unzählbaren Wiederholung des 'einen Griffs'. In dem Toller das Syntagma 'einen Griff', 'denselben Griff' insgesamt viermal leicht variiert intensivierend wiederholt, läßt er die Arbeitsvorgänge durch die Sprachgestaltung besonders monoton erscheinen. Das bewirken auch die sechs parallelen, anaphorisch eröffneten Sätze, die solche im Verhältnis zum Gesamtkomplex winzigen Arbeitsverrichtungen am Fließband konkret benennen. Die Auflistung liefert keineswegs eine realistische oder gar naturalistische Beschreibung der Produktion eines Autos, sondern zielt auf die Typisierung der Fließbandarbeitsplätze als mechanistisch und extrem entfremdend. Folgt der Leser der Rezeptionsanweisung, so sieht er die Arbeiter quasi in einem bewegten Tableau mit zermürbend einförmigen und simplen Tätigkeiten tagaus tagein am Produktionsband stehen, dem Rhythmus der fließenden Maschine ausgeliefert, ohne Aussicht auf Abwechslung in der geistlosen Beschäftigung.

Mit ganz ähnlichen Akzentuierungen hatte Egon Erwin Kisch in seiner Reportage „Bei Ford in Detroit“ kurz vor Toller die Fließbandarbeit beschrieben:

„Unter den Drehbänken der Motorenwerkstätte liegt kaum ein Häufchen Eisenfeile, und das laufende Band funkelt wie ein Alpenbach.

Hart an hart stehen die Arbeiter, so daß sie unter dem Arm des Nachbars nach dem heranrollenden Bestandteil greifen, knapp vor dem Gesicht des linken Nachbars die Behandlung des Stückes in Angriff nehmen, unmittelbar vor dem Gesicht des rechten Nachbars vollenden müssen.

Buchstäblich haarscharf über den Köpfen, denn ihr Haar wird gestreift, rollt der Conveyor, an dem auf glitzernden Ketten verschiedene Dinge hängen, wie auf einem Christbaum die Gaben. [...]

Nicht eine Sekunde vom Arbeitslohn geht verloren, Tag und Nacht rollt das Band, an das Menschen geflochten sind.

Ein Griff nach der Kette, Auflegen der Schraubenmutter, ein Griff nach der Kette, Einstecken der Schraube, ein Griff nach der Kette, zwei Hammerschläge, ein Griff nach der Kette, Ansetzen des autogenen Bohrers, Funken stieben, ein Griff nach der Kette, Befestigung der Bleilamelle, Paraffinpappe, eine Hülse, ein Bündel Kerzen, eine Kurbelwelle, und immer dazwischen ein Griff nach der Kette, ein Griff nach der Kette, Handbewegung und Ergebnis, Körperhaltung und Einsatz, Mensch und Maschine, immerfort gleich.“³⁸

Weniger um den Gestus des Sachlichen bemüht als Toller, verwendet Kisch mit den Alpenbach- und Christbaum-Vergleichen Bilder mit der Konnotation von biederer Heimeligkeit, die im weiteren Verlauf der Passage erst noch ausgestaltet und schließlich zur Desillusionierung genutzt werden. In beiden Texten werden jedoch die Enge am Fließband und der rollende Conveyor knapp „über den Köpfen“ der Arbeiter herausgestellt. Vor allem aber verwendet auch Kisch das Verfahren, über ein stereotyp wiederholtes Syntagma, hier: „ein Griff nach der Kette“, sprachlich die Eintönigkeit und Monotonie der Fließbandarbeit zu evozieren. Und über diese stilistische Verfahrensweise hinaus finden sich Übereinstimmungen auch in den Details der beschriebenen Arbeiten am Fließband: In leicht abweichender Reihenfolge werden in den beiden Texten eine aufzusteckende Schraube, eine Hülse, Kurbelwellen, zwei Hammerschläge und der Einsatz eines autogenen Bohrers erwähnt. Gewiß ist es nicht auszuschließen, daß den beiden Besuchern der Ford-Werke der gleiche Abschnitt des Fließbands in Detroit vorgeführt wurde. Die genannten Verrichtungen sind aber viel zu stilisiert, um als exakte Beschreibungen des realen Arbeitsablaufs gelten zu können, und die Ähnlichkeiten der Texte auf der Mikroebene sind so deutlich, daß hier viel eher eine literarische Abhängigkeit anzunehmen ist, die über die bloße Aufnahme des allgemeinen Diskurses hinausgeht: Toller hat sich mit großer Wahrscheinlichkeit von Kischs Reportage anregen lassen.

Das ist auch unter Berücksichtigung ihrer Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte plausibel.³⁹ Bevor im November 1929 Kischs Amerikareportagen in der endgültigen Fassung unter dem Titel *Paradies Amerika* als Buch erschienen, hatte 'der rasende Reporter' von Januar bis Mai 1929 in etwa vierzehntägigem Abstand eine Reihe von

³⁸ Egon Erwin Kisch: *Paradies Amerika*. [1929] Berlin 1994 (=ATV 5054), S. 264f. – Kisch hatte die USA von Oktober 1928 bis April 1929 bereist. Zu biographischen Einzelheiten vgl. Fritz Hofmann: Egon Erwin Kisch. Der rasende Reporter. Biographie. Berlin [DDR] 1988; Dieter Schlenstedt: Egon Erwin Kisch. Leben und Werk. Berlin 1985.

³⁹ Ich führe den Nachweis einer literarischen Abhängigkeit, weil die Befunde ihn nahelegen, nicht weil er methodisch notwendig wäre. Für meine Leithese, daß Tollers Text mit der Fließbandsemantik auf den Amerikadiskurs seiner Zeit zurückgreift, ist die Frage nach literarischen Abhängigkeiten unerheblich.

Entwürfen bereits in der Wochenzeitung *Das Tagebuch* vorab veröffentlicht,⁴⁰ und die Reportage über die Ford-Werke war mit einer zusätzlichen Karikatur des Autofabrikanten schon am 24. Mai 1929 in der *Roten Fahne* erschienen.⁴¹ Für die Buchversion wurde der Text noch leicht überarbeitet; den Alpenbach-Vergleich enthält der Vorabdruck noch nicht, wohl aber den Christbaum-Vergleich, und die Aufzählung der einzelnen Vorrichtungen mit den Griffen nach der Kette findet sich im zitierten Wortlaut bereits in der Zeitungsversion. Die Reportagen werden Toller bei der Vorbereitung seiner Amerikareise nicht entgangen sein. Spätestens aber dürfte er bei der Lektüre des *Tagebuchs* durch Kischs Selbstanzeige am 23.11.1929⁴² oder durch die bereits vierzehn Tage später erschienene Rezension von Stephan Ehrenzweig⁴³ auf die Buchveröffentlichung aufmerksam geworden sein. Eine weitere Woche später, am 14.12.1929 erschien in der gleichen Zeitschrift Tollers eingangs zitierte Erklärung zu seiner Gesinnungskonstanz.⁴⁴

Welche Bewertung der kritisch vorgeführten Fließbandarbeit bietet aber nun Tollers Text? Bei der Schilderung der Endstation des Fließbands setzt Toller zunächst seine sachliche Darstellungsweise fort und läßt den Eindruck großer Effizienz entstehen:

„Bevor ich die Fabrik verließ, sah ich mir jenen Raum an, in dem an einem laufenden Band alle Teile zusammengesetzt werden, bis am Ende das fertige Automobil, mit eigener Kraft, von einem Arbeiter geführt, über die Kontrollstation in die große Verkaufshalle fährt. Dort stehen die Agenten und übernehmen die fertigen Automobile. Denn Ford fabriziert in jedem Werke nur soviel fertige Autos, wie bestellt und bezahlt sind. Jeden Tag verlassen ungefähr 600 Autos die Fabrik.“ (QD, S. 25f.)

Und daß Toller die Einsparung überflüssiger Arbeitskraft als einen Gewinn der Rationalisierung ansieht, wird deutlich, wenn er in einer Art Fazit den gesellschaftlichen Ertrag der Fließbandarbeit gegen seine Konsequenzen für die Arbeitsstruktur abwägt:

„Die Mechanisierung der Arbeit, soweit sie überflüssige Arbeitskraft spart, hat für die Gesellschaft große Bedeutung. Aber wenn der Mensch zum leblosen Hammer oder Hebel herabsinkt, wird der Gewinn fragwürdig. [...] Es ist schon schlimm genug, wenn der Mensch nichts mehr vom Werk weiß wie früher der Handwerker, wenn er nur noch einen gleichen toten Griff sekundlich wiederholt. [...] So kann es vorkommen, daß einer sein Leben lang einen und denselben Hammerschlag an einem Autoteil tut, ohne daß er je das fertige Auto, an dem er doch mitgearbeitet hat, zu Gesicht bekommt.“ (QD, S. 26f.)

⁴⁰ In *Das Tagebuch*, 10. Jahrgang 1929, finden sich unter dem Serientitel „Egon Erwin Kisch: Hinter der Freiheitsstatue“ insgesamt neun römisch durchnummerierte Reportagen: I. am 26.01., S. 145-152; II. am 02.02., S. 192-197; III. am 16.02., S. 266-269; IV. am 02.03., S. 352-355; V. am 16.03., S. 437f.; VI. am 30.03., S. 530-533; VII. am 13.04., S. 611-614; VIII. am 27.04., S. 704-707; IX. am 11.05., S. 780-785.

⁴¹ Egon Erwin Kisch: Bei Ford in Detroit. In: Feuilleton der *Roten Fahne*. Nummer 103, Freitag, 24. Mai 1929.

⁴² Egon Erwin Kisch: *Paradies Amerika*. Erich Reis Verlag. In: *Das Tagebuch* 10 (1929), 23.11.1929, S. 2000f.

⁴³ St.E. [Stephan Ehrenzweig]: Kunst des Reisens. In: *Das Tagebuch* 10 (1929), 7.12.1929, S. 2126f.

⁴⁴ Ernst Toller: Erklärung (wie Anm. 10).

Als Bewertungsmaßstab für die Fließbandarbeit wird also das Arbeitsverständnis des Handwerkers herangezogen. Der wußte Bescheid, während der Fließbandarbeiter das Endprodukt möglicherweise nicht einmal mehr sieht. Der immer gleiche Griff wird als ein toter, subjektiv kaum sinnhaft erlebbarer vorgeführt. Der Vergleich mit dem Handwerk trägt auch hinsichtlich des Zeitaspekts: Nicht Kraft und Können des Arbeiters entscheiden bei Ford über die Geschwindigkeit der Fertigung, nicht also der Mensch, sondern der einzelne Arbeiter hat dem von der Maschine vorgegebenen Arbeitsrhythmus zu entsprechen. Toller sinnt auf Möglichkeiten, die Vorteile der industriellen Produktion mit den Nachteilen auszugleichen:

„Diese Gefahr kann nur dadurch gemindert werden, daß der einzelne nicht mehr acht Stunden ‘mechanisch’ arbeitet, daß er in der frei gewordenen Zeit die Möglichkeit erhält zur Entfaltung all dessen, was in ihm schaffend und schöpferisch lebt. [...] Das kapitalistische System wird indessen diese Probleme niemals lösen können.“ (QD, S. 26f.)

Erst in der sozialistischen Gesellschaft sieht Toller die Voraussetzungen, daß technische Rationalisierung nicht zur Steigerung des Profits des Unternehmens, sondern zur Steigerung der Lebensqualität der Arbeiter eingesetzt wird. An der Parallelstelle in den „Russischen Reisebildern“ zum sowjetischen „Zentralinstitut der Technik“ (ZIT) heißt es:

„In unserer differenzierten Gesellschaft, in der Rationalisierungsformen notwendig sind, in der das Prinzip der Arbeit am laufenden Band in allen großen Fabriken eingeführt ist, wäre es sinnlos, wollten wir zur handwerklichen Kleinarbeit zurück. Das Problem liegt wirklich so, daß die Summe der notwendigen mechanischen Arbeit auf ein Minimum zurückgedrängt werden muß, um den Menschen die Möglichkeit zu schöpferischer Entfaltung in den anderen Stunden zu geben. Es kommt nur darauf an, für wen der Arbeiter Arbeit leistet, ob für sich, seine Klasse, für die Gesellschaft, oder für eine Minderheit von Ausbeutern.“ (QD, S. 123f.)

Hier wird deutlich, daß Toller auch in sozialistischer Perspektivierung ein ‘Zurück zu handwerklichen Produktionstechniken’ keineswegs als zeitgemäße Lösung ansieht. Vor allem aber vollzieht er eine Umwertung der idealistischen Arbeitstheorie. Unter Bedingungen industrieller Produktion hält Toller die identitätsbildende Funktion des Schöpferischen, die Entfaltung der Persönlichkeit in schöpferischem Tun, als integralen Bestandteil seines Personenkonzepts dem Anspruch nach zwar aufrecht.⁴⁵ Sie wird aber nicht mehr von der Erwerbsarbeit erwartet, die, fließbandmäßig mechanisiert, „auf ein Minimum“ reduziert werden müsse, sondern „den anderen Stunden“, mithin dem Freizeitsektor zugerechnet. Der Arbeitssektor ist mit einem Berufsverständnis, demzufolge Berufarbeit für den Arbeiter maßgeblich identitätsbildende Funktion hätte, unter Bedingungen der Fließbandarbeit nicht mehr zu fassen. Wenn Arbeit „dermaßen mechanisiert“ ist, „daß jeder Ungelehrte binnen einer halben Stunde die Handgriffe beherrscht“

⁴⁵ Vgl. zur idealistischen Konzeption Werner Conze: [Art.] Arbeit. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hg. v. O. Brunner, W. Conze und R. Koselleck, Bd.1, Stuttgart 1972, S. 154-215, hier S. 184-188 sowie 196-205.

(QD, S. 24), dann – so läßt sich aus Tollers Darstellung folgern – wird Erwerbsarbeit zum unpersönlichen Job, in dem es gilt, vorgegebenen Jobmustern funktional möglichst reibungslos zu entsprechen.

Welche Auswirkungen es hat, wenn dabei jemand aus der Reihe tanzt, ist im weiteren Diskursrahmen besonders prägnant mit Mitteln der Komik von Charlie Chaplin dargestellt worden, und zwar in der Anfangssequenz des Filmes *Modern Times* von 1936, als Charlie am Fließband in einer Fabrik arbeitet. Charlie hält nicht Schritt, muß zum Beispiel eine Fliege aus seinem Gesicht vertreiben und dann rasch einige Bauteile aufholen, wobei er seinem hämmernenden Nachbarn gefährlich nahe kommt. Immer wieder verursacht er Turbulenzen am reibungslosen Bandlauf, weil er sich nicht der mechanistischen Arbeitsweise einpaßt. Darin liegt ein Teil der Subversivität des Filmes. Aber die monotone Arbeit bleibt nicht ohne psychische Folgen für Charlie: Mit seinen clownesk überdimensionierten Schraubenschlüsseln vollführt er auch in den Arbeitspausen und auf dem Weg zum Abort Schraubbewegungen wie an seinem Arbeitsplatz am Fließband. Dann dreht er durch, bespritzt seine Arbeitskollegen mit Öl, schaltet grinsend an Steuerungshebeln herum, verursacht Kurzschlüsse und wird schließlich in die Psychiatrie gebracht.

Ein weiterer Punkt ist für uns interessant: Dem Helden am Fließband nähert sich der Film langsam von außen. Die allererste Einstellung aber zeigt aus einer erhöhten Perspektive dicht an dicht sich vorwärtsschiebende Schafe, leinwandfüllend, ein tierisches Gedränge – man vermutet: Schafe werden zum Schlachthof getrieben. Im nächsten Bild werden sogleich Arbeitermassen, die sich ebenso gedrängt vorwärts bewegen, dagegengesetzt. Die Einstellung auf die Schafe dauert nur etwa 10 bis 15 Sekunden und wird später nicht wieder aufgegriffen. Sie bleibt also ein Interpretationsangebot, das als Verstehensfolie für die folgenden Szenen in den Köpfen der Zuschauer weiterwirken mag.

II.

Auch Toller kontrastiert die Fließbandfertigung in der Metallindustrie mit der massenhaften Tierschlachtung in der Fleischindustrie Chicagos; das Kapitel „Im Chicagoer Schlachthaus“ folgt direkt auf die Ford-Reportage. Hatte Toller dort die Aufmerksamkeit vor allem auf die Situation der Arbeiter am Fließband gerichtet, so fokussiert er jetzt, wieder mit direkter Wendung an die Leser, die Schlachttiere:

„Wenn Sie ein Berliner Delikatessengeschäft besuchen, finden Sie, in schön geschmückten Blechdosen verpackt, ‘Armour’s bacon’, ‘Armour’s ham’, ‘Armour’s tongue’.

Gehen Sie nicht in Armour’s Schlachthaus, Ihnen könnte der Appetit vergehen! Wenn Ford die Menschenhölle genannt wird, dies ist die Tierhölle.“ (QD, S. 28)

Nicht nur waren Fleischprodukte aus den USA Tollers Publikum durch den weltweiten Verkauf bekannt, sondern auch bereits die Schlachthäuser Chicagos, nämlich durch

Upton Sinclairs erfolgreichen Roman *The Jungle* von 1906.⁴⁶ 1924 war unter dem Titel *Der Sumpf* bereits die zweite deutsche Übersetzung dieser naturalistischen Schilderung der Arbeitsbedingungen und der hygienischen Verhältnisse in der Chicagoer Fleischproduktion im Malik-Verlag erschienen.⁴⁷ Seit Sinclairs Roman gehörten die Schlachthöfe Chicagos zum Standardprogramm jedes kritischen Amerikareisenden der 20er Jahre.

Toller präsentiert im Zusammenhang mit der Produktionsweise am Fließband zunächst nüchterne Zahlen: Geschlachtet würden pro Tag 3.600 Rinder, 10.000 Schafe und pro Stunde 2.000 Schweine. Der Weg am laufenden Band in den Kühlraum dauere für jedes Rind 32 Minuten, für jedes Schaf 21 und für jedes Schwein 16 Minuten.⁴⁸ Die exakten Zeitangaben erinnern daran, wie die Arbeiter dem durch das Fließband vorgegebenen Produktionsrhythmus folgen müssen. Am Beispiel der Rinderschlachtung liefert Toller eine Bildsequenz der einzelnen Schlachtstationen:

„Was für Bilder! In einem Käfig steht, eng aneinander gedrängt, ein Dutzend Kühe. Ein Mann steigt auf den Block. Mit einem Knüppel, an dessen Ende ein eiserner Hammer befestigt ist, haut er jedes Rind auf den Kopf, daß es zusammenbricht. Die Käfigtür wird hochgezogen, der Boden des Käfigs senkt sich in Schräge, die mehr oder minder bewußtlosen Rinder gleiten auf den Boden der Halle, ihre Füße werden an Ringe gebunden, hochgezogen, und am laufenden Band gleiten sie am Schlächter vorbei, der mit raschem Schnitt ihnen die Gurgel durchschneidet. Schwer stürzt das schwarzrote Blut zu Boden, die Füße des Tieres strecken sich. Da ist es, am laufenden Band, schon bei einem Manne gelandet, der mit raschem Schnitt das Kopffell aufschneidet, während ein anderer, paar Schritte entfernt, ihm den Kopf herausschält. Der nächste trennt das Bauchfell auf, jener sammelt die Kaldaunen. Sekunden später gleitet das Tier an einem Manne vorbei, der mit beiden Händen eine elektrische Säge packt, die es in zwei Teile zersägt. Ehe man den Vorgang begreift, werden die Teile schon zerlegt und entknocht. Alles wird säuberlich getrennt. An diesem Tische schneidet man beefsteaks, an jenem werden Schwänze zerschnitten.“ (QD, S. 28f.)

Die technisch perfektionierte Massenverarbeitung von Lebewesen zu Büchsenfleisch in einem rationell aufgebauten System der Arbeitsteilung trägt Toller hier mit großer Nüchternheit vor. Der Schlachtablauf wird detailgenau beschrieben. Keinerlei Metaphern oder Vergleiche werden bemüht, Körperteile der Schlachttiere, maschinelle Ausstattung und technische Abläufe werden mit dem dafür vorgesehenen Vokabular benannt, Adjektive und Adverbien äußerst sparsam eingesetzt. Dieser Stil korrespondiert mit der Sachlichkeit, mit der am laufenden Band die verschiedenen Verrichtungen ausgeführt werden. Die Darstellung läßt an den Arbeitern keinerlei Anzeichen emotionaler Beteiligung beim Stechen, Durchschneiden, Herausschälen, Zersägen und Zerlegen erkennen. Nur die einleitende Exclamatio „Was für Bilder!“ leitet die Leser darauf, daß

⁴⁶ Upton Sinclair: *The Jungle*. New York 1906. Die erste deutsche Übersetzung erschien bereits im gleichen Jahr: Upton Sinclair: *Der Sumpf*. Übersetzt von E.E. Ritter. Hannover 1906.

⁴⁷ Es handelt sich um die autorisierte Übersetzung einer Neubearbeitung: Upton Sinclair: *Der Sumpf*. Übersetzt von Hermynia zur Mühlen. Berlin 1924.

⁴⁸ Vgl. QD, S. 28.

die geschilderten Schlachtvorgänge aus der Perspektive des Ich-Erzählers von Tollers Reportage nicht ohne Gefühlsregungen zu verfolgen seien. Erst weiter unten werden mit kontrastierender Wirkung emotionale Aspekte der Schlachthausarbeit herausgestellt. Dann wundert sich der Ich-Erzähler darüber, daß auch seine amerikanischen Mitbesucher der Schlachthäuser ganz wie die Arbeiter nicht von unangenehmen Gefühlen geplagt werden. Gern laben sie sich am Schluß des Rundgangs an 'selbstfabrizierten' Produkten, wenn auch nicht gerade an einer Schlachteplatte:

„An der Ecke am Tisch, den die Besucher passieren müssen, steht eine Frau, sie bietet Brötchen mit selbstfabrizierter Butter und selbstfabriziertem Käse an. Kaum einer der Besucher hat den Appetit verloren. Sie stürzen sich wie die eingeladenen Gäste in reichen Häusern aufs Büfett.“ (QD, S. 31)

Die Schilderung der Schlachthausarbeiter und der hungrigen Besucher recurriert auf das nationale Fremdbild, das wir schon aus den Auswandererschriften des 19. Jahrhunderts kennen: Amerikaner hätten keine emotionale Beziehung zu ihrer Arbeit. Dagegen vermag es Tollers Reporter-Ich nicht, die Nüchternheit, die den Arbeitsprozessen alenthalben anzuhaften scheint, zu teilen. Die Tiere werden als Lebewesen mit Bewußtsein geschildert: Die Schweine merken etwas und jammern, manche Tiere scheinen nach dem entscheidenden Stich noch nicht tot zu sein und zappeln, und vor allem werden die ergreifend „klagenden Augen der Hammel“ (vgl. QD, S. 30) hervorgehoben. „Kein noch so wissenschaftlich geschulter Fachmann kann mir ausreden, daß hier die grausamste Quälerei begangen wird.“ (QD, S. 30) Das Mitleid mit der lebenden Kreatur wird gesteigert durch einen direkten Vergleich mit Menschen:

„Ich konnte mich eines Bildes nicht erwehren: die Hammel, die da hingen, verwandelten sich in Menschen.
'Werden Sie nicht sentimental, Herr Toller', sagte mir mein Begleiter.
Nein, zur Sentimentalität ist hier kein Grund. Sachlich geht es zu. Das Ideal der Sachlichkeit wird hier erreicht.“ (QD, S. 30)

Toller bestätigt hier die Annahme einer engen Korrespondenz zwischen dem Stilideal der Sachlichkeit und rationalisierten industriellen Fertigungsmethoden. Mit seiner Kritik liegt er auf der Linie von Béla Balázs, der die Neue Sachlichkeit bereits 1928 in der *Weltbühne* als „Aesthetik des laufenden Bandes“ bezeichnet und mit Taylorismus und Amerikanismus in Verbindung gebracht hatte.⁴⁹ Toller stellt die Angemessenheit des sachlichen Stils am Beispiel der Fließbandverarbeitung von Tieren in den Schlachthöfen in Frage. Wie gezwungenermaßen die Arbeiter am Fließband, so sieht sich auch der Besucher dieser Einrichtung gezwungen, aufkommende Gefühle zu unterdrücken. Die technisch perfektionierte Schlachtung wäre als Job wie jeder andere zu betrachten, der einschließlich seiner Unannehmlichkeiten durch Bezahlung abgegolten wird – eine pragmatische Perspektive, deren Gültigkeit Tollers Text mit Skepsis begegnet.

Diese Position bleibt nicht unwidersprochen. So heißt es bei Kurt Tucholsky, der in der *Weltbühne* Tollers *Quer Durch* ansonsten sehr positiv bespricht:

⁴⁹ Béla Balázs: Sachlichkeit und Sozialismus. In: Die Weltbühne 24. Jg., Nr. 51, 18.12.1928, S. 916-918.

„Zu dem Schlachthaus-Kapitel kann ich nicht recht Ja sagen; ich habe einmal etwas Ähnliches gemacht und weiß, wie sehr man da, vom Blutgeruch umfungen, in der Gefahr ist, die Toller übrigens selbst charakterisiert: 'Werden Sie nicht sentimental, Herr Toller!' Gewiß schlägt die Quantität des Blutes hier in Qualität um, aber schließlich ist ja das Endresultat in jeder Dorf-Abdeckerei dasselbe.“⁵⁰

Indem er das Sentimentalwerden als Gefahr anspricht, impliziert Tucholsky, daß er die Niederhaltung von Gefühlen bei der Arbeit in einem gewissen Umfang durchaus für erforderlich hält. Vor allem aber wird durch die Übertragung auf potentiell alle Schlachtveranstaltungen der Eindruck entschärft, die scheinbar emotionslose Ausübung dieser Tätigkeiten sei eine spezifisch amerikanische Haltung.

Alfred Kerr freilich, der unter den Amerikareisenden der Weimarer Republik überhaupt eher die Linie der enthusiastisch positiven Schilderung fortsetzt – dabei übrigens keineswegs naiv oder unkritisch – und sich eingangs programmatisch von der Perspektive Upton Sinclairs absetzt,⁵¹ äußert sich mit einer guten Portion schwarzen Humors ziemlich abgebrüht zu den Fließbändern in den Schlachthöfen:

„Um vor den Besuchern Chicagos etwas voraus zu haben, ging ich nicht in die Stock Yards, oder Schlachthäuser. So gern ich die grandiosen Anlagen von Swift gesehn hätte – doch in dem brio dieser Tage war keine Zeit mehr.
Nur einen Versuch unternahm ich. Denn die Vorstellung, dass oben der Ochse steht und er unten als heisses Würstel mit Mostrich auskommt, hat Lockendes.“⁵²

Die Regel ist aber, daß der Anblick industrieller Tierschlachtung von den Reisenden als äußerst befremdend geschildert wird. Auch Egon Erwin Kisch findet in Chicagos Schlachthäusern zwar „die in dem Roman 'Jungle' geschilderten Unappetitlichkeiten beseitigt“, nicht aber die katastrophalen Arbeitsverhältnisse.⁵³ Und erst am 15. November 1996 fand sich im *Zeitmagazin* eine einschlägige Reportage mit dem Titel „Hier graust es keiner Sau“.⁵⁴ Sie zeigt – am Beispiel eines deutschen Schlachthofs im Landkreis Lüchow-Dannenberg –, daß sich das Sujet der alltäglichen Fließbandarbeit in der Fleischindustrie auch heute noch gut für schauerliche Szenarien eignet, indem mit sachlichem Gestus zwischen steriler Arbeitstechnik und blutigen Arbeitsinhalten Diskrepanzen aufgebaut werden.

⁵⁰ Peter Panter [Pseud. für: Kurt Tucholsky]: Auf dem Nachttisch. In: Die Weltbühne 9, 3.3.1931, S. 321; hier zit. nach Gesammelte Werke Bd. 9, Reinbek 1960, 1985, S. 141.

⁵¹ Alfred Kerr: Yankee-Land. Eine Reise. Berlin 1925, S. 8: „Dies Buch betrachtet Amerika nicht unter dem Gesichtspunkt: 'Aber Upton Sinclair!' (Ich betrachte Venedig nicht unter dem Gesichtspunkt: 'Aber wie schmutzig!')“.

⁵² Ebd., S. 189.

⁵³ Vgl. Kisch: Paradies Amerika, S. 210.

⁵⁴ Karl-Heinz Farni / Frauke Eigen (Fotos): Hier graust es keiner Sau. Reportage aus dem Inneren eines Schlachthofs, dessen Besitzer schon mal für den Tierschutz spendet. In: *Zeitmagazin* 47, 15.11.1996, S. 31-39.

Fassen wir noch einmal zusammen, welche Aspekte des Arbeitens in Amerika bisher aus Tollers Ausführungen zur Fließbandproduktion in Detroit und Chicago ermittelt wurden. Die Fließbandfertigung besticht durch ihre Vervollkommnung im Sinne technischer Rationalität, mit der eine rationelle, effiziente, arbeitssparende und preisgünstige Serienproduktion nützlicher Güter erreicht wird. Die Zerlegung des Fertigungsprozesses führe aber zu einer extremen Entfremdung der Arbeiter von ihrem Werk. Die mechanischen Verrichtungen sind weit entfernt von schöpferischer, identitätsstiftender Tätigkeit, für die ein Aktionsfeld im Freizeitsektor gefordert wird. Am Fließband werde der einzelne Arbeiter auf seine bloße Funktion im Fertigungsprozeß reduziert, sein Arbeitstempo werde bestimmt von den maschinellen Vorgaben. Diese am Kapitel über die Ford-Werke eruierte Position wurde durch die Analyse der Schlachthofausführungen bestätigt und ergänzt durch den Aspekt der mangelnden emotionalen Beteiligung, die Toller hier konstatiert hatte. Bei der Jobausübung sind enge Rollenmuster vorgegeben; zufällige Befindlichkeiten und Launen müssen zurückgestellt werden. Immer ist die Arbeit gekennzeichnet durch Rastlosigkeit, großes Tempo, Eile. Sie ist nicht Selbstzweck und erscheint auch nicht eingebettet in Reflexionen über eine sinnhafte Lebensführung. Vielmehr erschöpft sich Arbeit – so vermittelt es Tollers Text – in ihrer Funktionalität für die Sicherung der Existenz einerseits und für den reibungslosen Ablauf gesellschaftlich-ökonomischer Prozesse andererseits. Arbeitsrhythmus und Tempo der Arbeit sind bestimmt durch die Vorgaben des Systems.

Für diese Sicht auf Arbeit in Amerika wird Fließbandarbeit geradezu zum Paradigma. Das wird deutlich, wenn Toller die Fließbandsemantik bei der Beschreibung eines Bordells in einem übertragenen Sinne einsetzt:

„Wir gingen über eine dreckige Treppe in eine Art Bretterverschlag, der als Vorraum diente. Der Bretterverschlag verengte sich zu einem Korridor, darin saß an rohem, hölzernem Tisch eine Negerin, die notierte. In den Korridor mündeten sechs Türen. In jedem Zimmer war ein Mädchen beschäftigt. Draußen im Vorraum harrten die Männer. Liebe am laufenden Band. Monoton hallte der Ruf der Negerin: 'Who is going to bed? Who is going to bed?' Selbst der Ruf 'Who is going to bed?' war übertrieben. Denn zum Zu-Bett-Gehen war keine Zeit, da der Liebesakt vielleicht drei bis fünf Minuten währte. Ich hatte den Eindruck, daß die Mädchen ihre Kunden antreiben müssen, wie die Aufseher Arbeiter bei Ford. Für jeden Orgasmus werden zwei Dollar bezahlt. Davon behält das Mädchen einen Dollar für sich, einen Dollar bezahlt es dem Barwirt. Die Mädchen, junge und alte, hübsche und verwüstete, bedienen bei starkem Besuch jede Stunde sechs bis zehn Männer. Die Kunden sind Arbeiter und junge Kaufleute.“ (QD, S. 67f.)

Auch das Verfahren der bildhaften Verwendung von Fließbandsemantik teilt Toller mit anderen kritischen Amerikareisenden seiner Zeit. Konsequenter noch als Toller beschreibt Egon Erwin Kisch amerikanische Arbeitszusammenhänge von der Kaugummiproduktion über Versandhausabfertigungen bis hin zu Gerichtsverhandlungen unter dem Paradigma des Fließbands. Das Verfahren steht im Dienst einer Destruktion des zeitgenössischen Amerikanismus, der Wohlstand für alle Sozialschichten verspricht. Der

Substanz nach handelt es sich um eine Technik der Alienisierung, der Fremdsetzung von Zusammenhängen, die sich eigentlich allenfalls graduell von ihren europäischen Pendanten unterscheiden; das hatte Tucholskys Einwand gezeigt. Arbeit in Amerika heißt also bei Autoren wie Toller und Kisch Arbeit am Fließband, entweder im direkten technischen oder in einem übertragenen Sinne. Die Fließbandmetapher erweist sich so als ein Schlüsselbegriff, der imagographisch komprimiert für das moderne Industriezeitalter die Klischees noch einmal zusammenfaßt, die im Grunde schon die Reiseberichte des 19. Jahrhunderts zu den Arbeitsbedingungen sowie den inneren Haltungen und Einstellungen von Amerikanern zu ihrer Arbeit herausgestellt hatten: Mußelosigkeit, Akkordbetrieb, bloße Funktionalität für maschinelle Abläufe, mangelnde emotionale Beteiligung, ob in der Autofabrik oder im Bordell.